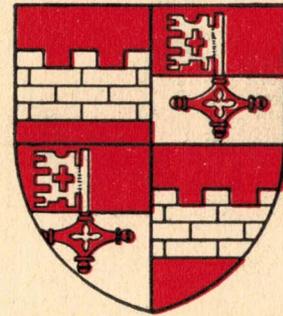


Sarner Kollegi-Chronik

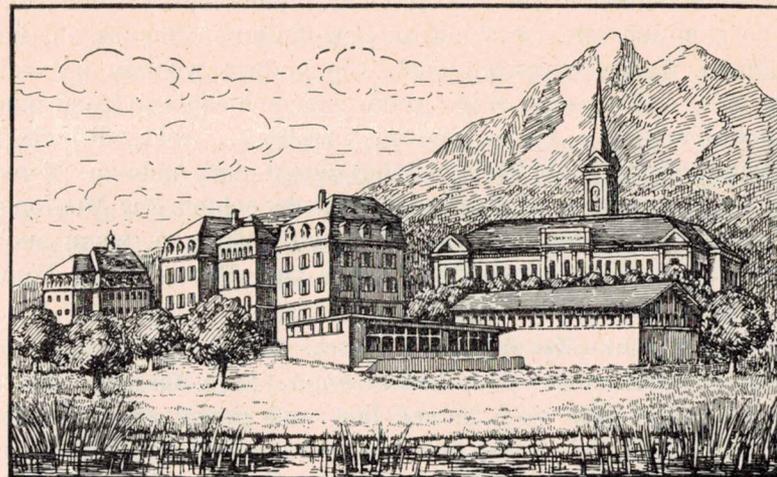


Erscheint viermal während eines Schuljahres. Abonnementspreis: Fr. 2.—

1. Jahrgang

Nov. 1939

Nr. 4



Alltagsbilder aus dem Missionsleben.

Im Missionsleben sieht der tagtägliche Alltag oft ganz anders aus, als man es sich in seinen jugendlichen Zukunftsträumen ausgemalt hatte. Missionsarbeit ist nicht eine beständig triumphierende Siegeslaufbahn, ein unermüdliches Einheimsen berauscher Erfolge... Missionsarbeit ist fast immer Kleinarbeit, wenigstens wenn man sie ganz nüchtern in ihrer alltäglichen Wirklichkeit betrachtet. Seelen für Christus gewinnen...: das ist das Ideal, die Triebkraft, die strahlende Sonne, die den kalten Alltag erwärmt und beleuchtet und befruchtet.

Mein Alltagsleben? So will ich nun einmal einfach und nüchtern berichten, was ich z. B. gestern den ganzen Tag hindurch getrieben.

Also gestern war Sonntag. Aufstehen wie gewohnt, um 5 Uhr 10. Betrachtung, Brevier. Ungefähr um 7 Uhr (es ist nicht immer gleich es kommt aufs Wetter und auf die Jahreszeit an, das chinesische Leben richtet sich nicht nach der Uhr, sondern nach Sonne, Temperatur und Witterung...), also ungefähr um 7 Uhr kamen die Gläubigen allmählich zur Sonntagsmesse. Meine Gläubigen...: d.h. etwa 20 — 25 Christen

und Katechumenen, manchmal mehr, manchmal weniger; das ist so ziemlich alles was ich an gewöhnlichen Sonntagen, bei schönem Wetter erwarten darf. Die andern wohnen zu weit weg, oder haben sonst einen guten oder schlechten Grund zum Daheimbleiben . . . , einige sind auch zu lau . . . Aber mit meiner fünfzigköpfigen katholischen Schuljugend und meinem Dienst und Lehrpersonal wird dann mein kleines schmuckes Missionskirchlein doch ganz voll, und an hohen Festtagen, wenn auch die weit entfernt wohnenden Christen zum Gottesdienste kommen, ist meine Kathedrale viel zu klein.

Vor der hl. Messe wird gebetet: Morgengebet, Ablesen eines Abschnittes aus dem Katechismus, dann das sogenannte Sonntagsgebet. Es wird immer laut und gemeinsam gebetet, das entspricht viel besser dem chinesischen Charakter als das stille persönliche Gebet. Während dieser Zeit höre ich Beichten. Dann halte ich die Predigt. Nach der Predigt fand gestern die Aufnahme einiger Mitglieder des eucharistischen Kreuzritterbundes statt. Nachher folgte die hl. Messe, und zum Schluß ein kurzer Segen mit dem Allerheiligsten, wobei ich immer meine Singkunst allein zum Besten bringen darf.

Nach der hl. Messe — es war damit mehr als neun Uhr geworden — kamen einige Christen mit diesem oder jenem geistlichem oder zeitlichem Anliegen zu mir. Die zeitlichen Anliegen sind aber weit häufiger als die seelischen. . . ! Man muß sich mit jedem ein wenig abgeben, sich nach Gesundheit und Wohlergehen der einzelnen Familienmitglieder, nach Gedeihen der Ernte oder des Gemüsebaues oder des Handels erkundigen, kurz, einem jeden ein wenig Interesse weihen, besonders wenn es sich um Neuchristen oder Katechumenen handelt, sonst heißt es sofort: Oh, der Missionär ist stolz, er mag sich nicht mit uns abgeben. . . ! Manchmal hat man den Buckel voll von diesen Leuten und ihrem so ganz und gar aufs Irdische eingestellten Geschwätz, muß aber doch für ein Jedes ein geduldiges Lächeln und ein liebevolles Wort finden.

Damit ist es dann ungefähr 10 Uhr geworden. Im Winter, wo die hl. Messe viel später anfängt, wird es meistens mehr als 11 Uhr. Frühstück. Nachher ein Augenblick Ruhe, d.h. Breviergebet, eine kleine Rundschau in Garten und Schule. Gerade

um diese Zeit kam dann gestern ein Brief aus der Heimat, was meine Sonntagsstimmung bedeutend erhöhte.

Nachmittags fuhr ich mit meinem Katechisten aufs Land, per Rad. um einige Taufbewerber zu besuchen. Etwa von hier, abseits der Autostrasse nach Yangtschou, liegt ein kleines Dörfchen, Suen-kia-tschooang, der Weiler der Familie Swen, ganz versteckt in idyllischen Bambus- und Buchenhainen. Vier Familien haben sich als Taufbewerber angemeldet, und es ist gute Aussicht vorhanden, daß mit der Zeit das ganze Dorf folgen wird. Das Schönste dabei ist, daß ich bei diesen neuen Katechumenen bis jetzt nicht das geringste unlautere Bekehrungsmotiv herausfinden konnte: zufälliger Verkehr mit einem eifrigen Christen hat in diesen Seelen ein wohl noch etwas unklares und unvollkommenes Verlangen nach einem höhern Lebensideal wachgerufen. Grundbrave, rechtschaffene Leute, wie man sie in China öfters auf dem Lande als in den Städten antrifft. Es war mein erster Besuch hier, ich wurde sehr gastfreundlich aufgenommen: Thee, Cigaretten, Spiegeleier . . . : das Beste was man mir bringen konnte. Im Nu war das ganze Dorf um uns herum versammelt und staunten uns an. Damit muß man sich abfinden in einem Lande, wo tagsüber alle Türen sperrangelweit offenstehen und wo das geringste Ereignis — vor allem der Besuch eines Ausländers — zu einem Dorfereignis wird. Nach dem Imbiß ließ man mich den ganzen Hof besichtigen und machte mich besonders auf eine gewisse Türe aufmerksam wo es fast jede Nacht spuke: es gehe ein böser Geist herum, seit langen Jahren schon, der die Hausbewohner oft ganze Nächte nicht in Ruhe lasse. Ich versprach in einigen Tagen wieder zu kommen um das Haus zu segnen.

Nach meiner Rückkehr daheim Rosenkranz in der Kirche, nachher noch zweimalige Versammlung meiner eucharistischen Kreuzrittertruppe, die Buben zuerst und dann die Mädchen, je acht oder zehn, mit einer kleinen Ansprache, und gemeinsame Betrachtung, was man in der kommenden Woche für das Reich Christi etwa leisten könnte. Der Hauptzweck dieser sogenannten Kreuzritter-Armee liegt darin, unserer chinesischen Jugend ein wenig Opfergeist und apostolischer Eifer beizubringen und sie zu einem innern und persönlichen religiösen Leben heranzu-

bilden. Dieses Ziel könnte man natürlich auch mit der marianischen Sodalität erreichen. Bei uns ist das Kreuzritterwesen im Gang und man erzielt damit nicht unbedeutenden Erfolg.

Damit war es Abend geworden. Nach meinem frugalen Abendessen gab es noch eine andere Arbeit. Es war einer meiner Christen der weit entlegenen Aussengemeinde Schöpawei gekommen. Dort herrschte im letzten Sommer furchtbare Hochwassernot, und die Leute befinden sich seit Monaten im äussersten Elend, besonders jetzt, wo die letzten magern Erspänisse aufgezehrt sind. Gott sei Dank konnte ich mir von einer Schanghaier Hilfsaktion die nötigen Mittel verschaffen, um den Einwohnern von Schöpawei die Wiederherstellung der zerstörten Dämme zu ermöglichen. Derartige Notstandsarbeiten bieten nicht nur Beschäftigung und momentane Unterstützung sondern werden überdies die Gegend wenigstens für ein paar Jahre vor ähnlichem Unheil behüten und zudem die sofortige Wiederaufnahme der Reiskultur gestatten. Ueberdies verteile ich unter die Allerärmsten von diesen Armen ein paar Zentner Reis. Gestern abend arbeiteten wir zusammen noch etwa zwei Stunden lang, um an die 30 Reiskarten auszufüllen und dabei zu berechnen, wie viel es auf jede Familie treffe, damit niemand zu kurz komme und ein jeder etwas erhalte.

Damit war es 10 Uhr abends geworden. Noch ein kurzer Besuch bei meinem göttlichen Gast im Tabernakel, um ihm noch einmal all mein bescheidenes Schaffen und Wirken zu widmen, sein Verzeihen und seinen Segen auf mich und alle mir anvertrauten Seelen herabzuflehen und ihm alle meine Schäflein anzuvertrauen... Und dann ging es zur Ruhe. Ein Tag in meinem Missionsleben war zu Ende... Bei euch war es etwa vier Uhr nachmittags.

An Werktagen kommt oft Abwechslung ins Programm. Täglich zwei, drei oder viermal Christenlehre für die Schulkinder und Taufbewerber. Zwischenhinein kommen dann wieder viele Leute, um sich ihre wunden Beme oder kranken Augen verpflegen zu lassen oder ein Pflästerchen oder eine Salbe für ihre bösen Geschwüre zu erbetteln. Heilmittel für körperliche Uebel sind ihnen immer viel erwünschter als Seelenarznei, aber nicht selten werden beide zugleich abgeliefert...

Die Aufsicht über den zeitlichen Betrieb meiner Missionsstation nimmt auch immer viel Zeit in Anspruch, da man auf alles aufpassen muß... :Gartenbau, Ziegen, Hunde, Hühner, Schule, Kirche, Küche usw. usw. Es läuft immer etwas auf meinem kleinen Missionsposten. Nur an Regentagen wird es dann meistens still und öde, da rührt sich nämlich kein Bein, es gehe denn um Leben und Tod. Bei schlechtem Wetter sind die Wege einfach ungangbar.

Aber bei schönem Wetter halte ich es daheim nicht lange aus. Das gegenwärtige, seit Wochen andauernde, prachtvolle Frühlingswetter ist für Streiffahrten besonders einladend. So besuche ich denn mehrmals im Monat meine Aussenposten, meine zerstreut wohnenden Christen und Katechumenen, wobei ich unter vielen Enttäuschungen und zahllosen Sorgen auch manche apostolische Freude einheimen darf.

Im Norden, Schaupo, wurde meine Missionsstation zuerst von der eindringenden siegreichen Armee besetzt, geplündert und verwüstet, und das von diesen Helden begonnene Zerstörungswerk wurde nachher von einheimischem Gesindel weitergeführt und zur Vollendung gebracht. Schaupo war der größte und hoffnungsreichste meiner Aussenposten und verfügte über eine reich ausgestattete Mädchenschule. Heute ist alles am Boden, es bleiben mir nur noch ein paar nackte Mauern... Gegenwärtig versuche ich zu retten, was zu retten ist, Ziegel und Bauholz, insofern es nicht von diesen oder jenen unerbetenen Gästen gestohlen oder als Brennholz verwendet wurde. Das Beste wäre, die noch stehenden Ruinen vollständig abzureißen und hierher zu befördern. Die Kosten würden sich auf etwa 200 Dollars belaufen, könnte aber so ein Baumaterial im Werte von über 1000 Dollars für zukünftige Bauten retten.

In Schöpawei wurde die Kapelle von der letztjährigen Ueberschwemmung stark hergenommen: Reparatur wäre absolut notwendig. - In Hokaghiao - der hl. Anna gewidmet - dabe ich viele neue Taufbewerber. Auch dort wäre eine kleine Missionsschule dringend erwünscht. Leider leben auch chinesische Schulmeister nicht aus Luft und Liebe....

Heute nachmittag werde ich noch schnell meinen Benjamin besuchen, meine letzte Neugründung, der hl. Theresia vom Kin-

de Jesu gewidmet. Leider geht dort nicht alles nach Wunsch. Bis jetzt konnte ich nur einen Saal als Schulzimmer und Kapelle mieten und verfüge nicht einmal über ein eigenes Zimmer. Der Herr Lehrer hat sein Nachtlager in einer kleinen Ecke des Schulzimmers aufgeschlagen . . .

Was meine Zentrale Siennümiao anbetrifft, besteht meine größte Sorge darin, daß all meine Gebäulichkeiten viel zu klein und eng und baufällig geworden sind. Ich sollte unbedingt Land kaufen und bauen, bauen . . . Die beiden Schulen - Knaben und Mädchen - erweitern und ausbessern, dem Missionar ein anständiges Häuschen errichten und an Stelle der jetzigen kleinen Kapelle eine gehörige Kirche, ein würdiges Heiligtum für die Himmelskönigin, welche die Göttin von Siennümiao - Siennümiao heißt auf deutsch soviel wie „Hexentempel“ - besiegen und entthronen soll. Für die Verwirklichung all dieser schönen Pläne würde ich nur etwa den hundertsten Teil von dem benötigten, was die Willisauer für ihren neuen Schulpalast aufgewendet haben . . . Aber vorläufig sind das alles Luftschlösser und werden es wohl noch lange bleiben, denn mit diesem unseligen Krieg und der trostlosen finanziellen Lage unserer Mission ist für die nähere Zukunft nicht viel Hoffnung vorhanden.

So geht die Zeit sehr schnell vorbei. Bald kommt der Abschluß des Missionsjahres, und es ist einem manchmal als habe man überhaupt noch gar nichts geleistet, wenigstens wenn man die greifbaren Erfolge in Betracht zieht. . . Immerhin hat auch dieses Jahr die Zahl meiner Christen wieder um 10% zugenommen (der durchschnittliche Zuwachs in ganz China beläuft sich jährlich auf etwa 3%), und besonders die Zahl meiner Katechumenen ist in beständigem starkem Wachsen begriffen. Größere oder kleinere Gruppen von Katechumenenfamilien bilden sich da und dort; Dörfer und Weiler in nächster Nähe von Siennümiao, wo noch vor wenigen Monaten der Missionar ein Fremdling war, eröffnen sich allmählich dem wahren Glauben. In vielen Häusern weichen die heidnischen Bilder, Altärchen und Ahnentafeln christlichen Heiligenbildern.

Seit bald zwei Jahren liegt unsere Missionstätigkeit im Zeichen des Kreuzes, und menschlich gesprochen war zu befürchten, dieser unselige Krieg, dieses furchtbare Zerstörungswerk

möchte unser Wirken vollständig lahmlegen. Das Gegenteil war der Fall: denn im Kreuze liegt das Heil! Manche kommen jetzt zu uns; die sonst für die katholische Kirche unser Misstrauen oder Verachtung hegten. Die einen kommen aus Angst vor den feindlichen Eindringlingen, andere suchen Schutz und Hilfe vor den einheimischen Räuberbanden, oder Unterstützung in bitterer Not. Das Bekehrungsmotiv ist freilich nicht immer das beste, anfangs ist es wohl selten ganz übernatürlich. Doch die Vorsehung bedient sich heute wie immer natürlicher Mittel, um die Seelen auf höhere Pfade zu führen. Solche Taufkandidaten müssen in der Regel eine längere Prüfung bestehen, bis die Spreu vom Weizen getrennt ist, und in diesen stockheidnischen Seelen die Erkenntnis von überirdischen Dingen aufgeht und tiefe Wurzeln faßt.

Auch die Schule hat mir in diesem Semester einige Familien aus besseren Kreisen zugeführt, da ich den heidnischen Schülern unter dem Deckmantel der natürlichen Sittenlehre - offener Katechismusunterricht würde nur Misstrauen erregen - die wichtigsten Glaubenslehren beibringen ließ. Dabei erwachte in manchem jungem Herzen das Verlangen nach übernatürlichem Heil, oder wenigstens ein unklares, halb unbewusstes Sehnen nach einem höheren Ideal. Da vereinzelt Schüler nie zur hl. Taufe zugelassen werden, so bemühen sich diese jungen Proselyten, auch ihre Eltern und die ganze Familie zu bekehren.

Diese Neubekehrten brauchen oft einen wahren Heldenmut, um zum ersten Mal die Schwelle eines Missionspostens zu übertreten. Unsere Lehre ist ihnen vollständig fremd, und der Missionar, gleichviel ob Einheimischer oder Ausländer, erscheint ihnen wie ein mit übernatürlichen, unheimlichen Zaubermitteln wirkender Hexenmeister, der über Leib und Seele einen unheilvollen Bann zu werfen vermag. Er gäbe seinen Anhängern eine weisse Arznei zu essen, die ihr Denken und Wollen und Handeln ganz in seine Gewalt bringe. . . Den kleinen Kindern raube er den Lebensgeist. Wenn er zu Kranken oder Sterbenden komme, schneide er ihnen die Nase ab, reisse die Augen aus oder entwende wenigstens das Augenlicht. Solcher und ähnlicher Unsinn ist unter dem Landvolk noch weit

verbreitet. Es sind Ueberbleibsel aus den Zeiten der Vervolgungen, wo die Feinde der Missionen allerhand Verleumdungen verbreiteten. Ueberdies muß man in Betracht nehmen, daß diese Leute bis zu 95% Analphabeten sind, und die, welche lesen können, haben wohl in ihrem Leben noch nie zu einem belehrenden Buch gegriffen. Daher diese bodenlose Unwissenheit unter diesem sonst so gut begabten, aber grenzenlos leichtgläubigen Volke, das jedem Geschwätz ein offenes Ohr darbietet.

Ein kürzlich getaufter Schreinermeister bekannte mir, er sei zum ersten Mal nur mit Furcht und Zittern hieher gekommen, in der angstvollen Ueberzeugung, ich werde ihn gewiß irgendwie verhexen oder verzaubern. Er sei nur gekommen um eine Stütze zu suchen gegen die Gewalttätigkeiten der feindlichen Armee. Jetzt ist er katholisch mit seiner ganzen Familie. Er hat keine Angst mehr vor meinen geheimnisvollen Zauberkünsten, wir sind gut Freund, und seine Hoffnung auf irdische Hilfe hat sich bis zum Glauben an den überirdischen Helfer emporgerungen.

Die allgemeine Lage bleibt so ziemlich unverändert. Wir erfreuen uns immer noch der von den Japanern eingeführten neuen „Ordnung“. Unsere vielgeliebten „Befreier“, ich meine jene Leute die ganz China zum Teufel wünscht, kontrollieren die grosse Autostrasse Yangtschou - Siennümiao - Schaupo, aber ihre Posten sind sehr schwach besetzt und Scharmützel mit den Freiwilligen-Truppen, manchmal in allernächster Nähe sind gar nicht selten. Man ist jetzt aber schon daran gewöhnt, da solche Zwischenfälle meistens doch keine Folgen haben, und man läßt sich daher durch Kanonendonner und Knattern der Maschinengewehre nicht mehr aus der Fassung bringen.

Auf dem Lande treiben entlaufene Soldaten, Freiwilligen-Scharen und Räuberbanden ihr Unwesen. Plünderungen, grausame Erpressungen, Mord und Brandschätzungen sind an der Tagesordnung, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in meinem Viertel, das doch von der siegreichen Armee „beschützt“ wird. Vor kurzem hatte hier ein Bäuerchen eine Sau verkauft, für 10 Franken. Am gleichen Abend erhielt er den Besuch der

Banditen, die ihm Füße und Unterleib grausam verbrannten bis er seinen letzten Rappen herausgeschwitzt hatte. Und wenn diese Gefahr vorüber, kommen die Japaner um „Ordnung“ zu schaffen, und dann gerät das arme chinesische Landvolk vom Regen in die Traufe. . . . In Einzelfällen gelang mir die Verhütung grundloser Härten, sogar Rettung von Menschenleben, aber meistens steht der Missionar dieser allgemeinen bitteren Not hilflos gegenüber. Unser einziger Trost liegt in der Hoffnung auf die göttliche Vorsehung: möge diese Entfesselung aller feindlichen Mächte zum Heile der Seelen gereichen!

Seit einigen Monaten haben sich so ziemlich überall sogenannte „Groß-Messer-Bünde“ gebildet, die, wie sie selber sagen, den Schutz der Bevölkerung bezwecken. Diese „Groß-Messer-Bündler“ laufen in einer roten und gelben Fastnachts-Uniform herum, treiben allerlei abergläubischen Schabernack und Magie, stehen mit dem Teufel in engen Beziehungen und behaupten sie seien unverwundbar. In jedem Dorf oder Stadtviertel muß einer von ihnen jede Nacht Wache halten und dabei unermüdlich in ein Büffelhorn blasen, um Räuber und böse Geister zu erschrecken. Von Sonnenuntergang bis Morgengrauen ertönt jetzt diese unheimliche Hornbläserie. . . . Ob dieses Mittel hinreichend ist, um alle irdischen und unterirdischen Uebeltäter in Respekt zu halten, das ist eine andere Frage.

Dazu ist der Verkehr durch den Krieg, die allgemeine Unsicherheit und die neue japanische „Ordnung“ fast vollständig lahmgelegt, sodaß Handel und Gewerbe noch härter betroffen sind als die Bauern. Alle Preise steigen von Tag zu Tag und damit die Not der Massen. Es ist erschütternd, die Klagen von so vielen anhören zu müssen: „Pater, Frau und Kinder zu Hause, und eine alte Mutter, und kein Verdienst, und keinen Scheffel Reis mehr. . . !“

All diese Umstände erklären den diesjährigen ungewöhnlich starken Zudrang zu meinem Katechumenate und meiner Missionsschule. . . . Ich könnte noch mehr Kinder aufnehmen, wenn mein Platz und besonders meine Mittel nicht so beschränkt wären. Mit der gegenwärtigen Teuerung aller Lebensmittel kommt der Unterhalt eines Kindes auf zirka 25 Schw. Fr. pro Jahr zu stehen. Freilich werden nicht all diese neuen

Taufbewerber eifrige Christen bilden, aber wenn nur 20 bis 30% ausharren und den Weg zum Glauben und zur Kirche finden, so sind doch wieder ebensoviele Seelen für den Himmel gerettet.

Gebe Gott daß diese Zeit der Not und der allgemeinen Bedrängnis eine Zeit des Segens und des Heiles für viele werde!

Siennúmiao, den 22. Mai 1939.

P. F.-X. Perrez, S. J.

Das ewige Licht.

Ein einsam Flämmchen glimmt im Chore,
dort vorn, bei Christus unserm Herrn,
strahlt freundlich grüßend zur Empore
trostspendend wie der Abendstern.

Erst brennt das Licht mit ruh'gen Flammen
dann züngelt es voll Lebensmut
und sinkt darauf in sich zusammen,
erscheinet noch als schwache Glut.

Doch langsam hebt es sich auf's Neue
und glimmt fortan in Ruh' dahin.
Empfand das Lichtlein etwa Reue?
Was kam dem Flämmchen in den Sinn?

Es ist ein Sinnbild unseres Lebens;
erst ruhig, dann durch Sünd' entfacht,
siebt es die Folgen eiteln Strebens,
bereut es und erholt sich sacht.

12. VI. 39.

F. L.

Studenten von heute.

Ob sie anders sind, als wir vor einem guten Jahrzehnt gewesen, das mag jeder, der die paar Notizen aus den Tagebuchblättern eines Präfekten liest, selber beurteilen. Sie sind daraus genommen, wie sie, meist in später Abendstunde, niedergeschrieben wurden und zeigen die Studenten, wie sie auch heute noch sind, unfertig in manchen Teilen trotz großer Worte und reger Aktivität, aber bildsam und bei allem doch hoffnungsreich und versprechend. Freilich, es ist nur eine Umriß- oder gar eine nüchterne Strichzeichnung, was ich hier gebe, Momentbilder aus dem bunten und sprudelnden Leben eines Kollegiums. Aber ich meine, das sagen uns die kleinen Episoden: Auch diese Studenten werden, was wir geworden sind und werden sogar mehr sein als wir.

Ich überblicke sie, die da vor mir im Saale sitzen und studieren oder studieren sollten. Wohl über die hundertzwanzig sind's, kleine und klafterhohe, Buben und Burschen, brave und unbrave Spitzbuben. — Ein Buch fällt zu Boden und ein Löschblatt fliegt und ein zweites Buch liegt schon an der äußersten Kante, alles am Pult No. 6. Da schaut mich der Kleine an, erst ein wenig verlegen, dann reißt er seinen Mund breit zu einem lautlosen Lachen und seine Augen zwickern schelmisch. Sein Gebaren könnte elektrisierend wirken und ich muß ordentlich an mich halten. Aber ich tu's. Es trifft ihn nur ein Blick der Warnung und der Strenge, denn ich weiß, an ihm ist alles verloren. Er ist ein verzogenes Mutterkind, launenhaft, oberflächlich, zerfahren, nervös überreizt, alles, was zu einem Studenten gehören kann, der nicht ein Student ist. Ich sehe es voraus: auch eine frühlings- und sommerlange Geduld wird hier keine Rosen bringen.

Aus dem Kapitel auf der Präfektur. „... Habt ihr denn eigentlich kein Gefühl und keinen Sinn dafür, was sich gehört und für das, was nicht mehr angeht?“

„Aber, Herr Pater, bedenken Sie, Sie sind doch auch einmal jung gewesen und von da aus müssen Sie uns zu verstehen suchen.“

„Jawohl, ich bin auch einmal jung gewesen und bin es sogar jetzt noch, sowohl dem Geiste wie dem Leibe nach. Und ich will auch gar nicht sagen, daß ich ein Ausbund von Bravheit gewesen wäre — unter uns gesagt, der P. Michael sel. würde ja von seinem herrlichen Himmelsthronen auffahren und mit geballten Fäusten dagegen protestieren, wenn ich so was sagen wollte — aber das hätte sich keiner unserer Präfekten gefallen lassen, was du dir heute erlaubtest. Und daß du es aus Vergeßlichkeit und Unbedachtsamkeit getan hättest, wirst du auch nicht behaupten wollen. Nein. Deine Tat war so überlegt, wie die Ohrfeige, die du bereits dafür eingesackt hast. Es ist die erste, die ich gab und hoffentlich auch die letzte. Ihr Großen verlangt, daß man euch nicht behandle wie Erstkläßler. Dann darf ich aber erwarten, daß ihr euch nicht aufführt wie Gassenbuben. Ihr habt ein sehr ausgeprägtes Ehrgefühl und ich weiß, daß diese Ohrfeige für dich eine größere Strafe war, als wenn du eine Stunde hättest herausknien müssen.“

„Ja, das war sie.“

„Also, mein Junge, muß oder darf ich mir dann jede Schufferei von eurer Seite gefallen lassen? . . .“ Er schwieg und ließ allmählich seinen Kopf hängen. Eine kurze Pause — ein aufmunterndes Wort meinerseits — ein gegenseitiger Blick, dann konnte er gehen. Ich weiß, er ging gebessert und gewonnen, denn so unbedacht die heutige Jugend manches tut, so leicht läßt sie sich anpacken.

Die Skier wurden heute gewächst, denn es fallen die Flocken wieder dicht vom wolkenverhängten Himmel. Ich stand einen Augenblick drunten bei den Buben. Hell jubelten sie. Da frug ich: „Und der Fußball, der wird jetzt spröd im Kasten?“

„Nicht so schnell. Er wird auch wieder zu Ehren kommen. Ja, Herr Pater, heute haben wir noch ein paar Goal geschlagen. Der Wind pfiff noch bissig um die Ohren; aber die ersten kleinen Flocken fielen schon. Gibt es übrigens auch eine Eisbahn dieses Jahr?“

„Wenn es der Himmel so fügt, dann ja.“

„O, das wird fein! Dann tragen wir hier die Hockeymeisterschaften aus.“

„Ahaa! Fußball auch auf dem Eis! Und zwischenhinein will jeder noch eine Skikanone werden . . .“

„Hee ja! Für das sind wir doch Buben“, lachte da einer und wächste vergnügt an seinen Skiern weiter.

„. . . Du bist ein wenig ein Streber, in der Schule und anderswo“, entdeckte ich heute einem ins Gesicht hinein. Er wurde etwas rot darüber und ich wußte im Augenblick nicht, wie er darauf reagieren würde. Da kam auch schon ein freimütiges „Ja“ von seinen Lippen. „Bist du es also bewußt?“

„Jawohl! Wie sollte ich es nicht sein? Einmal weiß ich, daß es heute nur die Besten zu etwas bringen. Dann bin ich es meinen Eltern und meinen Geschwistern schuldig. Die arbeiten sich daheim die Hände ab, um mir das Studium zu ermöglichen. Sie geben ihr Letztes, ich schulde ihnen dafür mein Bestes.“

Ich habe gestern über eine obere Klasse Strafstudium verhängt, weil etwas Sträfliches passiert war und der Uebeltäter sich auf zweimalige Aufforderung hin nicht gestellt hat. Das Strafstudium wurde gehalten und gegen den Schluß hin habe ich noch etwas über Wahrhaftigkeit, Verantwortungsgefühl und echten Klassengeist gesagt. Es war gut gemeint und sie haben es gut aufgenommen. Nun steht heute abend unversehens einer von ihnen vor mir: er möchte sich noch stellen, weil er gestern der Schuldige gewesen wäre.

„Und warum hast du dich nicht sogleich gestellt?“

„Ja, ich und wir überhaupt finden, es sei eine größere Feigheit, sich sofort zu stellen, als erst etwas abzuwarten und erst dann die Strafe auf sich zu nehmen.“

„Du willst also jetzt den Mutigen und Heldenhaften spielen? Doch glaube ich, im Innersten rechnest du ganz anders. Du wolltest wohl erst warten, bis die Zornader auf der Stirne des Präfekten ein wenig verebt ist und dann die Sache gnädiger ablaufe. — Ich dachte unwillkürlich an P. Michael sel., von dem es in unsern Tagen hieß: Warten bis er abends die Gewissenserforschung gemacht hat; dann sieht er die Dinge anders an. — Und zweitens denkst du nicht daran, daß unsereiner bei einer solchen Einstellung eine säuerliche Suppe auszulöffeln hat und daß du damit deine ganze Klasse blamierst und deinen Mitschülern gegenüber ein Unrecht begehst? Hast du eigentlich

auch Empfinden für Ehrlichkeit und Redlichkeit? Merkst du nicht, daß du hier gegen die Wahrhaftigkeit gefehlt hast und machst du dir nichts daraus?"

„Was sollte ich mir daraus machen? Man kann doch nicht immer kinderhaft aufrichtig sein. Das ist doch Geschäftsprinzip.“

„Soo? Als ob wir zwei, oder du und deine Kameraden ein Geschäft miteinander zu erledigen hätten. Es handelt sich hier um mehr — — Uebrigens darf ich drittens wissen, wer diese „wir“ sind, die so denken wie du?“

Er zuckte die Achseln: „Hm, eben wir“

„Ja, ja, ihr: der und der und der“ ich zählte sie ihm an den Fingern auf und wir haben noch einiges miteinander besprochen in dieser Viertelstunde. Nun ist er gegangen und ich lasse vor meinem Geiste einen um den andern aus seinem Kameradenkreis aufspazieren, eine Clique von einem halben Dutzend Mannen, die immer noch zu anständig sind, als daß man sie entlassen kann, aber auch zu billig, als daß sie einem Freude machen könnten. Von Jugend auf ungebunden und meist auch unkontrolliert, empfinden sie jetzt jede Zucht als Last und jede Arbeit als Bürde, die sie nur tragen, weil es eben sein muß. Schon ihr Vaterhaus steht zum Teil dem religiösen Geiste und der ernstesten Ordnung des Kollegiums fern. So bejahen sie auch innerlich nicht, was sie äußerlich wohl tun müssen. Und dabei stehen sie in den Jahren, die die kritischen heißen. — Und mich drückt die bittere Erkenntnis, daß es unsern jungen Leuten in einer Welt der Verlogenheit im Großen und Kleinen wirklich nicht mehr leicht ist, einen edlen Sinn für Wahrhaftigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit und Redlichkeit zu wahren, zumal wenn im Vaterhaus Geldgeschäfte und Gewinn das Alpha und Omega sind. Und weiter könnte ich meine Betrachtungen spinnen; aber

Ich komme aus dem Krankenzimmer. Da lag einer gelangweilt in den Linnen und drehte sich überdrüssig von einer Seite auf die andere und von der andern auf die eine. Ich hatte nur ein kurzes Zwiesgespräch mit ihm. „Wie geht es dir?“

„Gut. Ich weiß nur nicht, warum ich noch im Bett sein muß. Es fehlt mir ja gar nichts mehr. Schon heute morgen hatte ich nur mehr sechsunddreißig.“

„Nun, die Schwester hat es dir befohlen. Also wird gehorcht. Sie kennt dich.“

„Hm, da muß ich denk.“

„Natürlich mußt du. Immerhin auf baldiges Wiedersehen, nicht nur bei Tisch, sondern auch in der Klasse! Gute Besserung!“

„Das wünsche ich auch Ihnen, Herr Pater.“ Er lachte ganz leise, aber sehr schelmisch dazu und ich war platt. Einen Moment nur, dann faßte ich mich und lachte mit:

„Du Spitzbub, meinst du ich habe das auch nötig?“

„Ja, ja!“

„Wo zum Beispiel?“

„Ja grad überall wohl nicht; aber da und dort sicherlich auch.“

„Nun, das mag schon sein! Also auf Wiedersehen“ und wir lachten beide. Aber als ich den langen Gang auf mein Zimmer zuschritt, da fragte ich mich doch, ob wir Studenten anno dazumal wirklich auch diese Unmittelbarkeit besessen haben. Ich sehe manchen Genossen sein ehrwürdig Haupt schütteln und weiß, wir hätten es in der zweiten Klasse doch nie gewagt, unserm P. Thomas so frisch von der Leber weg zu reden.

Da hab ich grad an einer Hausecke mit einem Fünfkläßler ein paar Worte gewechselt. Groß und stämmig gewachsen stand er vor mir, mit scharf geprägten Zügen. Er hat mir letztes Jahr nicht immer nur Freude gemacht. Dies Jahr, schon bald zwei Trimester lang, hat er sich vortrefflich gehalten. Ich hab ihm das nun in anerkennendem Tone gesagt und er meinte darauf mit sichtlichem Stolz: „Herr Pater, ich bin halt jetzt doch etwas zur Vernunft gekommen.“ Kein Wort hätte mich mehr gefreut als dies, wenn dem Wort die Taten weiterhin folgen.

Im Studium wurde ich heute nervös. Eine ungewöhnliche Ruhelosigkeit geisterte in allen Winkeln. Man merkte es: der anbrechende Frühling sitzt den Buben im Nacken und in den Beinen. Da flog mit einem Mal von irgend einem Pult ein Buch im weiten Bogen auf. Ich trat hinzu: „Knie heraus!“ Er schaute mich erst errötend an, schluckte, als wollte er etwas sagen und das er doch nicht zu sagen wagte. Sein Nebenmann erröte auch, nur einen Augenblick, dann schnellte er empor: „Herr Pater, ich bin schuld“, packte drei Bücher unter den Arm und marschierte nach vorne, stramm und stolz. Und ich dachte: Wahrhaftig, stolz darfst du sein!

E.

Unsere Brünigbahn.

Es ist kaum zu glauben, aber es muß wahr sein, denn Bundesrat Pilet-Golaz, der Vorsteher des eidgenössischen Eisendepartements hat es im Parlament öffentlich gesagt: die am leidenschaftlichsten diskutierte Frage des großen eidgenössischen Arbeitsbeschaffungsprogrammes war die Brünigbahnfrage. — Während die einen behaupteten, die Brünigbahn gehöre zu den bestrentierenden Kleinbahnen der Schweiz, stellten sie andere in die Reihe der Defizitschwestern unseres Landes. Und während die Besorgten es nicht verstehen konnten, daß der Bund diese so wichtige Querverbindung, die im Kriegsfall nicht nur den von der Grenze einsetzenden Flüchtlingsstrom in die Innerschweiz bewältigen müßte, sondern noch andere schwere Aufgaben hätte, nicht schleunigst auf Normalspur umbauen lasse, rechneten die Bedächtigen die unverhältnismäßig hohen Umbau- und Unterhaltungskosten (75 Millionen!) aus, die durch die zu erwartenden Mehreinnahmen und Einsparungen nie gedeckt und deshalb nicht verantwortet werden könnten. Nachdem nun in der Frühjahrssession der eidgenössischen Räte, zuerst im Ständerat und dann am 3. April 1939 im Nationalrat, mit kleinem Mehr die Normalisierung abgelehnt und die Elektrifikation beschlossen wurde, hört die Diskussion auf und die Steigerung der Leistungsfähigkeit der bestehenden Schmalspurbahn um 60% bleibt nicht mehr bloß frommer Wunsch, sondern verspricht nahe Wirklichkeit zu werden. — Mit stolzem und freudigem Blick musterten die Studenten an der LA den neuen Brünigbahnwagen, der sie bald von Luzern ins Musenstädtchen bringen soll, und der so beliebte Spott über das „Brünigbähnchen“ verstummte vor diesem vielverheißenden Prachtskerl.

Als am vergangenen 20. Juni dieses Jahres unser lieber Renzo, Herr Dr. Kaspar Diethelm, im Radio so anziehend über die Brünigbahn und ihre Geschichte plauderte, da werden wohl manchem Altsarner selige oder wehmütige Erinnerungen aufgestiegen sein, und mehr als einer hätte den Kranz treuherziger Anekdoten erweitern können, denn heute wie früher fühlt jeder Sarnerstudent eine gewisse Schicksalsverbundenheit mit der

Brünigbahn; mit ihr hat er viel engere und wesentlichere Beziehungen als zu den übrigen Schweizerbahnen! Ist es daher zu verwundern, daß die letztjährigen Zweirhetoriker mit einigem Geschick das Thema: „50 Jahre Brünigbahn“ zu behandeln wußten, obwohl sie ihre Gedanken und Glückwünsche in Verse kleiden mußten? Da nun, wie bemerkt, die Diskussion über die Elektrifizierung der Brünigbahn abgeschlossen ist, so darf man wohl einen kleinen Teil dieser dichterischen Erzeugnisse in der Kollegi-Chronik veröffentlichen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, man greife dem Bundesbeschluß vor!

Der zur Verfügung stehende Raum erlaubt nicht, die Gedichte in extenso zu drucken; die Ueberleitungen und Bemerkungen des Herausgebers werden aber die einzelnen Strophen verständlich machen.

Das erste Gedicht des Sarners Alois Kathriner (Sohn des jüngst verstorbenen Verhörrichters) deutet die schlechte Stimmung des Kutschergewerbes gegenüber der neuerstandenen Bahn an und weist auf die Entwicklung des Fremdenverkehrs hin; die fünfzigjährige Bahn kann nur durch die Elektrifizierung einen Aufschwung nehmen:

Es äugt erschreckt das alte Roß,
Der Fuhrmann blickt gar grollend:
Da drüben brauset riesengroß
Ein dampfend schnaubender Koloß,
Durch Dörfer, Matten rollend.

Den Berg dort stampft er jetzt hinan
Und glänzt im Sonnenstrahle;
Denn heute fährt die Brünigbahn,
Mit buntem Flore angetan,
Zum allerersten Male. —

Doch war's nicht heut', es war schon lang,
Es war vor fünfzig Jahren.
Und seither auf dem Schienenstrang
Ist sie im steten Arbeitszwang
Tagein, tagaus gefahren. —

Der Fuhrmann und sein Roß sind tot,
Die alte Zeit vergangen;

Die Bahn, sie brachte vielen Brot
Und manchem wohl auch große Not,
Weil Arbeit ihm entgangen.

Sie brachte viele Menschen her
Aus fremden, fernen Landen,
Die an der Berge trutz'ger Wehr,
An Land und Volk und andrem mehr
Viel echte Freud' empfanden.

Jetzt wird sie schwach, die Brünigbahn,
— Obwohl von Stahl und Eisen —
Drum hilft man, wo man helfen kann.
Und wartest du ein wenig dann,
Kannst du elektrisch reisen.

An diese Altersschwäche vermag Albert Edelmann
nicht zu glauben, wie seine Verse zeigen:

Wie rüstig schnauft sie noch bergan
Den ganzen Tag mit Lust,
Man merkt ihr nicht das Alter an:
Ihr hat's die Bergluft angetan,
Die stählt auch ihr die Brust.

Umsonst klopft darum bei uns an
Der Spott der Schweizerwelt,
Der unsre kleine Brünigbahn,
Als wäre sie ein rost'ger Kran,
Zum alten Eisen zählt.

Redend führt er die Brünigbahn ein:

„Ich werde tun, was meine Pflicht,
Wie ich's schon längst getan,
Denn fünfzig Jahre ändern nicht,
Wenn es an Kräften nicht gebricht,
Die Treue einer Bahn.

Zuerst war ich ein Wunder noch
— Ich lächle amüsiert —
Wie viele Biedermeier doch,
Zylinder, Frack und Kragen hoch,
Hab'ich durchs Land spediert!

Jetzt paß' ich mich den Zeiten an,
Beschleunige den Schritt
Und schaffe schönre Wagen an
Mit Polstern auch und Lüftung dran,
Toiletten in der Mitt'.

So wurde langsam ich feudal
— Der Gast verlangte dies —
Doch alles erst nach langer Qual,
Nicht wie der Schwestern große Zahl,
Die luxuriös man pries.

Die andern wohl sich brüsten sehr
Mit Breitspur und Komfort;
Wollt' ich davon nur wenig mehr,
Wo nähm' der Bund das Geld dann her
Für ihren Luxus dort?

Als alte Frau bin ich noch schön,
Kokett, ihr glaubt es kaum.
Ihr werdet bald verjüngt mich sehn,
Wenn ich elektrisch werde gehn,
Denn solches ist mein Traum.

Dann geht es schneller als bis jetzt
Durch Berg und Tal und Ort
Mit Wagen immer vollbesetzt,
Weil's hygienisch ist zuletzt,
Wenn Kohlenrauch bleibt fort.“

Entgegen der Meinung von Bundesrat Pilet-Golaz halten die
Studentendichter die Brünigbahn einer Entwicklung fähig. Wel-
cher Optimismus klingt aus Theo Pfammatters Schluß-
strophen:

Brünigbahn, hoch mögst du leben,
Bald am Kraftstromdrahte kleben,
Nicht einmal vom Pfeil, dem roten,
Mehr an Tempo überboten!

Mögen einstens voll Entzücken
Bundesväter auf dich blicken,
Wenn die kargen Geldesquellen
Durch dein Werk zum Strome schwellen!

Die hohen Bundesväter haben aber auch schon andere Bekanntschaft mit dem harmlosen Brünigbähnchen gemacht, wie Arnold Brändle mit seinen Versen andeutet, wo er die Episode anlässlich der Zuger Landeswallfahrt nach Sachseln, 29. August 1937, schildert:

Des Landes Hohheit, Etter, der wollte seinerzeit
Nach Sachseln hin fromm pilgern, doch irrte er sich weit;
Er stieg ins Schmalspurbähnlein, das ruhig stand z'Luzern,
Und fuhr mit einem Schnellzug! — So was hört er nicht gern. —

In Giswil, statt in Sachseln, stieg aus der gute Mann.
Die Brünigbahn, die gute, war gar nicht schuld daran.
Der Etter ging zum Vorstand: „Wann geht der nächste Zug?“
„In einer halben Stunde“, gab der zur Antwort klug.
Herr Etter schreitet hastig am Bahnsteig, um zur Zeit
Den Zug nicht zu verfehlen; in Sachseln warten Leut'.

Da kommt die Bahn vom Brünig, Herr Etter schaut gespannt:
Ein Pfiff, dann Halt! Da sitzt er im Coupé schon galant.
„Nun hab' ich's doch getroffen“, denkt er und ruhte aus,
Den Stumpen in dem Munde schaut er zum Fenster 'naus.
Da tritt ins kleine Coupé der Kondukteur und ruft:
„Schnellzug! Und in der Ecke schnappt jetzt ein Mann nach Luft.

War er nicht zu bedauern? Sein Blick war eisigkalt.
Die Brünigbahn, mitleidig, macht drauf in Sachseln halt

Abschließend folgt ein Stimmungsbild von Paul Decker, der in etwa die Eindrücke wiedergibt, die der letzte Zug am Abend, wenn die Studenten schon alle schlafen sollten, hervorruft:

Von ferne grollt es,	Nun naht es brausend,
Von ferne rollt es	Und ringsum sausend
Mit dumpfem Klang.	Erhält die Nacht
Man spürt ein Schütteln,	Vom Klang der Räder,
Vernimmt ein Rütteln	Der schnellen Träger,
Am Schienenstrang.	Bewegt mit Macht.
Mit Feueraugen,	Es stampft vorüber,
Mit lautem Schnauben	Und immer trüber
Und heißem Hauch	Erbleicht sein Licht.

Daher es rattert
Und oben flattert
Sein weißer Rauch.

Sein letztes Klingeln,
Ein leises Singen
Ganz fern erlischt.

Wer möchte ob solcher Poesie das Brünigbähnlein nicht doppelt lieb haben und es allen andern Verkehrsmitteln vorziehen und bei der nächsten Sarnerfahrt benützen?! Bt.

Bauliches vom alten Murikloster

Dem Klostersturm der Vierzigerjahre fiel bekanntlich auch das Stift Muri nach mehr denn 800jährigem Bestande zum Opfer. Wenn auch staatlicherseits im Aargau unterdrückt, hat sich sein Konvent glücklicherweise nicht aufgelöst, wie das bei so manchen andern schweizerischen Stiften der Fall war — man denke nur an Fischingen, Rheinau und St. Urban — sondern er lebt in den Mönchsgemeinden von Gries und Sarnen fort. Der alte Klosterbau in Muri aber hat seither schon verschiedenen Zwecken gedient. Hierüber sowie über kürzlich vollendete bauliche Erweiterungen möchten die nachfolgenden Zeilen den Lesern der „Sarner Kollegi-Chronik“ kurz berichten.

Nach der Vertreibung der Benediktiner in den rauhen Wintertagen von 1841 aus ihrem angestammten Sitz wußte die Regierung mit den ausgedehnten Gebäulichkeiten lange nichts anzufangen. Erst später wurde darin eine landwirtschaftliche Schule eingerichtet. Von 1887 bis zur großen Brandkatastrophe im Jahre 1889 beherbergte der Bau eine staatliche Pflegeanstalt. Eine Zeitlang diente er auch als Erziehungsanstalt für Jugendliche unter der Leitung der Salesianer Don Boscos, die jedoch nach einigen Jahren aus gewissen Gründen aufgelassen wurde. Im Jahre 1909 eröffnete die aargauische Gemeinnützige Gesellschaft die ehemals staatliche Pflegeanstalt auf privater Grundlage wieder, die seither ununterbrochen diesem humanitären Zweck gedient hat. In den letzten Jahren war der Andrang von Aufnahmesuchenden so groß geworden, daß die Gebäulichkeiten mit über 500 Insassen überfüllt waren und ein Erweiterungsbau zur dringenden Notwendigkeit wurde.

Der Schreibende hatte kürzlich Gelegenheit, diesen Neubau, der anfangs Dezember seiner Bestimmung übergeben wurde, zu besichtigen. Schon beim Verlassen des Zuges auf der Station ist man angenehm überrascht beim Anblick dieses stattlichen Baues, der an der Stelle, wo früher das nun eingebaute Geschäftshaus Stöckli stand, mit seiner breiten, drei Stockwerke hohen Front sich erhebt und mit den großen Fenstern, durchgehenden Balkonen und dem hellgelben Farbton ein imposantes Bild bietet. Das neue Krankenhaus schließt sich an die höhergelegene, langgestreckte Ostfassade an, zu der es als Nordwestflügel im rechten Winkel steht. Der Neubau hat 110 Betten und dient nur als Krankenhaus, so daß die Patienten von den übrigen Anstaltsinsassen vollständig getrennt sind. Dieser Umstand ermöglicht nun auch eine bessere Pflege der Kranken. Die Kosten beliefen sich auf 750 000 Franken, wovon der Kanton eine Subvention von 30 Prozent leistete. Auf dem Rundgang durch das Gebäude freut man sich über die zweckmäßige und geschmackvolle Innenarchitektur, die modernen sanitären Einrichtungen und die blitzblanken Korridore mit dem schönen Linoelumbelag. Das Arzt- und Behandlungszimmer ist mit den modernsten Apparaturen ausgestattet. Die hellen, nach Süden gerichteten Krankenzimmer mit 2—6 Betten kontrastieren stark zu den großen, düstern Sälen im Altbau, wo körperlich und seelisch abnormale Geschöpfe eng zusammengepfercht leben. Doch sollen auch hier gewisse Modernisierungen durchgeführt werden, sobald die nötigen Mittel vorhanden sind.

Noch ein kurzes Wort zur Renovation der Klosterkirche. Das Innere wurde vor einigen Jahren einer teilweisen Erneuerung unterzogen sowie der hintere Teil der Kirche mit neuer Bestuhlung versehen. Die Altäre, Kanzel und die übrige Ornamentik wurden jedoch im alten Zustand belassen, deren reicher Goldschmuck fast ganz verblichen ist. Und das Äußere? Nähert man sich vom Dorfe her der Kirche, ergreift einem ein Gefühl der Wehmut, wenn man dieses Bild der Verwahrlosung sieht. Doch muß man gerechterweise zugeben, daß eine durchgreifende Außenrenovation bisher nicht etwa am schlechten Willen der jetzigen Regierung scheiterte, sondern an der finanziellen Tragweite. Es muß eben tief in den Staatssäckel gegrif-

fen werden, um die „Sünden der Vergangenheit“ wieder einigermaßen gutzumachen und diesen einzigartigen, dreitürmigen Kuppelbau vor drohender Verlotterung zu bewahren. Denn seit der bald 100jährigen Aufhebung sind nur die allernotwendigsten Reparaturen ausgeführt worden. Aber je länger man zuwartet, desto größer werden die Kosten sein. Doch hofft man gerne, daß die Arbeiten in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden, damit das Gotteshaus sich auch nach außen wieder würdig präsentiert. Ist auch das Gotteslob der Mönche längst verstummt und tönt vom Chore her kein Lied mehr an unser Ohr, so bleibt die einstige Abteikirche von Muri doch eines der interessantesten und sehenswertesten Werke kirchlicher Baukunst der Schweiz und zeugt unentwegt vom Kunstsinn und Kulturschaffen der Benediktiner in unserm Lande. W. Vogler.

Brief aus dem Studentenviertel.

Mein Lieber!

Zum letzten Mal ist es mir vergönnt, mit Dir in trauter Weise zu plaudern. Wie rasch ist doch die Zeit geeilt! Kaum ist die Kollegichronik flügge geworden, beendet die schon ihren ersten Jahrgang. Um einen Maßstab für diese Eile zu haben, denke an die letzte Nummer, bei deren Geburt die Zeit so rasch vorbeiflog, daß meine Ostergrüße erst an Pfingsten an Dich gelangten. — Und daß dieser erste Jahrgang bei Dir so gute Aufnahme gefunden hat, freut mich sehr, und ich hoffe, Du werdest der Sarner Kollegichronik auch weiterhin die Treue bewahren.

Zum letzten Mal also schreibe ich Dir. Und wenn ich das bedenke, so wird in mir ein gewisses Etwas wach, und ich fange an, Dich zu verstehen und mitzufühlen, was es heißt, als Ehemaliger an die vergangenen Jahre, die man im Kollegi Sarnen verlebt hat, zu denken. Der Abschied von unsern lb. Professoren und Kameraden steht uns Maturanden bezw. Maturi bevor. Er wird nicht allen leicht fallen. Wenn Du an die Stunde zurückdenkst, in der Du Dich von hier verabschiedet hast, da steigen in Dir wohl manche Gefühle und Gedanken wieder auf, die Dich damals gefangen hielten. Und wie Du mit dank-

barer Gesinnung und Freude an Deine Kollegijahre denkst, so ziehen wir Maturi hinaus ins Leben, ein dankbares Andenken den Professoren gegenüber bewahrend. Und ich bin überzeugt, daß mancher von uns oft die Worte sprechen oder denken wird: „Ich war zu Sarnen einst Student!“ Dabei erhebt sich das tröstende Bewußtsein, daß Dankbarkeit des Studenten und Wohlwollen der Professoren zwischen dem Kollegium und uns ein ewiges Band der Freundschaft und des steten Andenkens knüpft, das jeden Abschied überlebt und uns für immer mit Sarnen verbindet. Und mit den Versen des bekannten Pfarrers von Ah sel. ziehen wir aus in die sonnige Welt:

„Was sollt ich um die Zukunft sorgen,
Ob auch das Schicksal mich berannt,
Ich denk' an meiner Jugend Morgen,
Ich denk' an dich, Obwaldnerland.

An Liederhall und Becherklingen
An Waldesduft und Berggeländ
Ein Wort gibt meiner Seele Schwingen:
Ich war zu Sarnen einst, zu Sarnen einst Student!“ —

Gerade das vergangene Trimester, von dem ich Dir noch zu erzählen habe, war eine ganze Kollegiumszeit en miniature. Ist ja sowieso das letzte Trimester des Jahres gewöhnlich das schönste und abwechslungsreichste. So hieß es hin und wieder: „Heute nachmittag ist frei!“ Die meisten Professoren haben ihren Namenstag auf den Sommer verlegt (ob sie wohl bei der Wahl ihres Namens an den durstigen Sommer gedacht haben?) Zweimal versammelten wir uns im Theater, um in einer bescheidenen, aber umso intimeren Feier die Namenstage der hochw. Herren P. Superior und P. Rektor zu begehen. Beidesmal war der Effekt ein freier Tag. Wie willkommen waren diese! Denn bei allen Sommerfreuden war dieses Trimester dennoch ein strenges, für uns Maturanden besonders; galt es doch zum endgültigen Wurf sich vorzubereiten. Nebst der ersetzten Erholung winkte auch das endlich eingesetzte schöne Wetter, seitdem sich Petrus müßig gefühlt hat, die leuchtende Sonne herauszuhängen. Ringsum lockten die Berge zu fröhlichen Touren. Und täglich: „Es lächelt der See, er ladet zum Bade!“ Ja, ge-

radezu herrlich kann es hier werden, wenn man es versteht, die Gelegenheit auszunützen. Wie sehr es gerade auf das Erfassen der Gelegenheit ankommt — und handle es sich nur um das simple Beispiel der Abwesenheit gewisser Faktoren in schwarzen Gewändern —, mit welchen Fällen wirst Du genügend bekannt sein. Und zwischen hinein die Guldinschen Regeln und binomische Monstren zu lernen, Konflikte zwischen der Philosophie und den Theorien feinstens zu lösen, sich über Galuppi und Schleiermacher zu verbreiten, über platonische Liebe zu diskutieren, die treffende und fabelhafte Kürze eines Tazitus zu loben, über die Exposition nationale Sätze zu bilden, in der Deutschstunde eine Dichterin Jsabella Kaiser (b. P. Plazidus!) zu feiern, gibt es noch etwas Schöneres als ein solches Trimester? Und gibt es ein stolzeres Bewußtsein, als wenn der 1. Lateiner am Ende des Jahres „amo“ konjugieren kann? Und während ich das schreibe, stehe ich unmittelbar vor dem scheußlichen Polyp einer mündlichen Matura. Und in einer Woche fliegt die ganze Schar der Studenten hinaus: die meisten in die ersetzten Ferien, 26 Maturi hinaus ins Leben. Und so schließt dieses Jahr sanft und ruhig die Augen für immer. —

Nach diesem allgemeinen Ueberblick über den Einblick ins vergangene Trimester und den Ausblick in die kommenden Tage muß ich Dir noch besonders zwei Sachen aus diesem Trimester vor Augen führen. Am 2. Sonntag nach Pfingsten gab das Kollegium bei vollem Haus ein gediegenes Konzert. P. Jvo, der treffliche Kapellmeister, hat es verstanden, ein harmonisches Programm romantischer Musik zusammenzustellen. Und das Orchester und der Chor holten sich für ihre Leistungen wohl verdientes Lob. Daß dabei P. Augustin, ohne den es überhaupt kaum ginge (man beachte nur einmal, mit welcher augustini-scher Inbrunst er singt und geigt!), das größte Verdienst hatte, brauche ich Dir wohl nicht besonders zu erwähnen! —

Den Höhepunkt dieses Trimesters stellte zweifelsohne der Besuch und die Theateraufführung des Kollegiums an der Landesausstellung dar. „Der letzte Maitag 1939 wird in der Geschichte dieser bekannten Benediktineranstalt wieder ein Ruhmesblatt mehr bedeuten. Das Kollegium Sarnen war ersucht worden, eine Studentenaufführung auf der Bühne des Ausstel-

lungstheaters zum Besten zu geben. Es war wirklich etwas vom besten, was man von jungen Leuten in dieser Beziehung auch nur verlangen darf“. (Vaterland) Um gleich weiter die Tagespresse sprechen zu lassen, höre, was die N.Z.Z. schreibt: „Nicht alle Schüler bringen so Schönes und Wertvolles an die LA wie die Schüler des Kollegiums Sarnen. Als bestes Geschenk aus der Innerschweiz führten sie das alte Urner Tellenspiel und ein Bruderklusenspiel auf.“ Es handelt sich dabei um „Das alte



Bruderklusenspiel: Kilchherr Amgrund auf Besuch.

Urner Spiel vom Tell“ nach der Ausgabe von Dr. Oskar Eberle und um das bekannte Spiel „Brueder Chlais nimd Abschied“ von unserm lb. Professor P. Niklaus Kathriner. Vom Dank und Ruhm, den P. Niklaus von nah und fern für dieses Stück, das er dem Schweizervolk geschenkt hat, erntete, brauche ich Dir nicht mehr lange zu erzählen. Die ganze Oeffentlichkeit ist einhellig im Lob über unsern Dichter und Professor. Gleichen Dank und gleiches Lob gebührt auch P. Bonaventura, dem Lei-

ter des Theaters. Es war sicher ein großes Wagnis, mit diesen beiden Spielen, besonders mit dem letzteren, an die Landi, in eine Großstadt, zu gehen. Und nicht zuletzt ist es seinem Eifer und seiner Entschlossenheit zu verdanken, daß die Aufführung so gute Aufnahme fand. Denn, ich muß schon sagen, der Erfolg war glänzend. Der Zürcher „Tagesanzeiger“ schrieb: „Ihr Gastspiel erregte solches Interesse, daß weit mehr Besucher als Plätze vorhanden waren.“ „Und der reichliche dreimalige Bei-



Bruderklusenspiel: Schlussbild.

fall“, erwähnte das „Aargauer Volksblatt“, „schien selbst dem spielenden Jungvolk eine unerwartete Ernte zu sein.“ Und die N.Z.N. urteilte: „Die Aufführung schlug denn auch zündend ein, und die Sarnen Kollegiumsschar holte sich in Zürich an der Landi einen richtigen großen Gastspielerfolg.“ Aus den Stimmen der Presse ersiehst Du unsern Erfolg. Und ich glaube gern, daß Du Dich mit uns über diesen Tag freust. Wir andern Studenten besuchten unterdessen die Ausstellung und verlebten

einen lehrreichen und gemütlichen Tag zugleich. —

Mein Bericht über die Landi wäre nicht vollständig, wenn ich noch zwei wichtige Faktoren außer Acht ließe. Der eine dieser Faktoren ist die äußere Aufmachung des Programms von unserm lb. P. Ephrem. Auch auf ihn fällt ein Strahlenbündel des Glanzes, den unsere Spieler von Zürich heimgebracht haben. Denn die Ausführung war meisterhaft. Ich will Dich übrigens bei dieser Gelegenheit auf seine große Fertigkeit im Schönschreiben überhaupt aufmerksam machen. Er hat mit seinem künstlerischen Talent innert kurzer Zeit fast alle mehr oder weniger kitschigen Aufschriften an den Türen der Professoren, im Museum, auf dem Markt, überall, wo man hinkommt, verdrängt. Die Professoren bestellen bei ihm ihre Visitenkarten. Die Schwestern lassen bei ihm die Zettelchen für die Konfitüre schreiben. Es fehlt bald nur noch, daß man die goldenen Lettern, die die Fassade des Gymnasiums krönen, herunterreißt und sie durch ephremsche ersetzt. —

Der andere Faktor ist der Umstand, daß beim Bruderklauenspiel die Frauenrollen auch von Studenten gespielt wurden. Und das haben sie meisterhaft getan, besonders die Dorothee. Als Beweis gelte Dir die eine Tatsache, daß ein Student aus dem Lyzeum solches Wohlgefallen an der spielenden Dorothee gefunden hat, daß er im Glauben, es sei ein vom Dorf zugezogenes Frauenzimmer, sich entschloß, sie nach der Aufführung (das Spiel wurde vorher im Kollegi aufgeführt!) um ein Rendezvous zu bitten. Wie es dabei zugegangen ist, weiß ich leider nicht. —

Das war das letzte Trimester. Das waren unsere Jahre im Kollegium Sarnen. Möge es weiterhin so bleiben!

Zum letzten Mal schicke ich Dir herzliche Gruß!

Leb' wohl!

Dein -r -r Kollegireporter.

Unsere Toten



H. H. Pfarrer Arnold Käppeli, Beinwil.

Am Karfreitag abend um 6 Uhr rief der Herr seinen treuen Diener, den H. H. Pfarrer Arnold Käppeli, aus diesem Zeitlicht in die ewige Heimat. Was man seit Wochen befürchtete, ist am Karfreitag eingetreten. Der Heimgegangene hatte bis anfangs Mai 1938 in voller Rüstigkeit als guter Hirt seine Herde geweidet.

Schon am 9. Mai 1938, als er von Zug, wo er einen guten Freund besucht hatte, heimkehrte, befiel ihn ein Schwächeanfall. In Cham mußte er den Eisenbahnzug verlassen, und der herbeigerufene Arzt erkannte die große Gefahr; er mußte im Asyl in Cham längere Zeit verweilen und nach dem St. Burkardusfest, das er zu Hause feierte, begab er sich zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt ins Kurhaus der Heiligkreuzschwestern in Dußnang.

Nach und nach stellte sich eine Besserung ein und er konnte wieder den Unterricht in der Schule und in der Kirche aufnehmen. In der Fastenzeit hielt er wieder eine Predigt und freute sich eines guten Wohlbefindens. Im Monat März zeigten sich wieder neue Schwächeanfälle und am Hohen Donnerstag, wo er noch drei Stunden Unterricht erteilt hatte, brach er zusammen und fühlte das Schwinden seiner Kräfte. Wohl vorbereitet durfte er am Todestage seines Herrn und Meisters heimgehen und zum himmlischen Osterfeste sich vorbereiten.

Der Verstorbene war Bürger von Mühlau, seine Wiege aber stand im stillen, heimeligen Aegerital im Kanton Zug. Sein Vater war Schneidermeister. Der geweckte, talentvolle Knabe besuchte die Volks- und Sekundarschule und begab sich dann ans Gymnasium der Stiftsschule in Maria Einsiedeln. Die fünf obern Klassen verbrachte er 1890—95 am Kollegium in Sarnen und bestand dort mit sehr gutem Erfolg seine Reifeprüfung. Seine theologischen Studien machte er in Innsbruck und Luzern, wo er dann von Bischof Leonhard Haas sel. die Priesterweihe empfing.

Nach seiner Primizfeier in der Pfarrkirche in Unterägeri kam er als Vikar nach Hermetschwil, wo er mit Pfarrer Keusch

sel. neben der Pfarreiseelsorge auch die Anstaltskinder betreute.

Nach kurzer Wirksamkeit wurde er von der Kirchgemeinde Merenschwand als Kaplan gewählt und fand an Pfarrer Burkard Villiger sel. einen treuen Freund und Ratgeber. — 1902 hatte in Abtwil nach 51jähriger, segensreicher Wirksamkeit Kammerer Stocker sel. resigniert und sich in das Frühmesserhaus zurückgezogen. — Im Einverständnis mit dem hochwst. Bischof wurde Kaplan Arnold Käppeli in Merenschwand als Pfarrer nach



H. H. Pfarrer Arnold Käppeli, Beinwil.

Abtwil gewählt und Ende Oktober, am Kirchweihfest, durch H. H. Dekan Gisler sel. installiert.

Während 23 Jahren streute er den Samen des Wortes Gottes aus, war er ein Freund der Armen und Tröster der Kranken. Das Vereinswesen machte im stillen Bauerndorf keine Sorgen. Er studierte die Pfarreigeschichte und schrieb sie in die Pfarrchronik. In geschichtlichen und philosophischen Werken bewandert, bereicherte er sein Wissen, nützte die Zeit gut aus. Für die notwendig gewordene Kirchenrenovation hatte er viele Jahre hindurch still gearbeitet und konnte dann 1920 sie glück-

lich durchführen. Moderne Zeiterscheinungen gingen durchs Freiamt und machten sich auch in den abgelegensten Dörfern geltend. Als die Kaplanei in Beinwil freigeworden war, entschloß sich Pfarrer Käppeli, dahin zu ziehen, wohl in der Absicht, dort für seine geschichtlichen Studien ein neues, reiches Feld zu finden. Im Frühling 1925 verließ er das ihm lieb gewordene Abtwil und bezog die Kaplanei in Beinwil. Während mehreren Jahren suchte er nun in verschiedenen städtischen Archiven die Urkunden, die über das Leben und Wirken des heiligen Priesters Burkard Aufschluß gaben. Er veröffentlichte diese Studienergebnisse im „Vaterland“, in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ und in mehreren Broschüren.

Während diesen Jahren nahm denn auch die Wallfahrt zum Grabe des hl. Burkardus bedeutend zu und wurde wieder gläubig belebt. — An verschiedenen Orten hielt er auch Vorträge; in Volks-, Mütter- und Jungfrauenvereinen machte er weitere Kreise mit dem Heiligen des Freiamtes bekannt. — Nach dem unerwarteten Ableben seines Vorgängers, H. H. Pfarrer Näf sel., wählte ihn die Kirchgemeinde in Anerkennung seiner vielen Verdienste um die St. Burkardsverehrung zum Pfarrer. — Das St. Burkardsfest suchte er immer wieder recht festlich zu gestalten und er ruhte nicht, bis die Feier, die 1913 auf den 20. August verschoben worden war, wieder auf den Montag nach Christi Himmelfahrt zurückkam, in die ungefähre Nähe des Todestages des Heiligen.

Verstummt ist nun der Mund, der so viele Pilger am St. Burkardsgrabe begrüßt und getröstet und ermuntert hat. Christus war sein Leben, Sterben sein Gewinn. R. I. P.

(Vaterland) -n.

Personalnachrichten.

BEFÖRDERUNGEN UND MUTATIONEN:

Im April wurde H. H. Dr. Sager, Pfarrer in Schötz zum Chorherr von Beromünster ernannt.

An der Landsgemeinde Obwalden wurden Herr Ständerat Dr. W. Amstalden zum Landamman pro 1939-40,

Herr Alois Rohrer, Gemeindepräsident von Sachseln als Regierungsrat und

Herr Dr. Emil Kathriner von Sarnen zum kantonalen Verhörrichter gewählt.

H. H. Alfred Hegelbach, Pfarrer von Abtwil, St. Gallen hat im Mai resigniert und ist als Kaplan in Rütterswil, St. Gallen, eingezogen.

H. H. K. Rinderli hat die Pfarrei Eggenwil aufgegeben, um die Kaplanei in Berikon zu übernehmen.

H. H. Karl Vogel, bisher Vikar in Hasle, Luzern ist Pfarrer in Menzberg geworden.

Herr Theodor Jmfeld von Lungern wurde am 5. Juni vom Kantonsrat zum Konkursbeamten gewählt.

H. H. Alfons Weiss, bisher Kaplan in Wängi, hat im Juli die Pfarrei Homburg, Thurgau angetreten.

Herr Dr. K. Bürgi wurde Nationalrat und Kantonsratspräsident.

Herrn Dr. Fridolin Jneichen in Reussbühl wurde zum Amtsstatthalter für Luzern-Land gewählt.

Herr Good Paul, Präsident des Bezirkgerichtes, wurde vom Grossen Rat zum Erziehungsrat des Kt. St. Gallen gewählt.

PRIMIZEN:

Das erste heilige Messopfer feierten: H. P. Lukas von Moos, O.S.B. am 14. Mai in der Stiftskirche in Engelberg; H. H. Albert Wihler am 11. Juni in Wollerau; H. H. Alois Isenegger am 2. Juli in Sempach; H. H. Franz Nager am 9. Juli in Altdorf; H. H. Adolf Dürr am 16. Juli in Gams; H. H. Paul Spescha am 9. Juli in Andest; H. H. Ferdinand Strobel, S.J. am 9. Juli in Weinfeld; H. H. Felix Maissen am 16. Juli in Disentis; H. H. Arnold Britschgi am 23. Juli in Stalden bei Sarnen.

EXAMEN:

Herr Josef Häfeli von Felsenau, Aargau, hat sich an der Universität in Bern den Dr. pharm. geholt; H. H. Johann Scherwey von Freiburg und Herr Hugo Wüest von Luzern haben an der Universität in Ue. den Doktorhut erlangt, der erste in Musikwissenschaft, der zweite in Philologie. Herr August Hidber von Pfäfers machte sein Staatsexamen als Tierarzt, Stephan Sonder sein Staatsexamen als Zahnarzt. An der Wiener Akademie hat Herr August Wirz von Sarnen das Staatsexamen als Komponist bestanden. An der Eidg. Tech. Hochschule in Zürich hat Herr Karl Laupper von Sarnen den Dr. rer. nat. erlangt. Herr Franz Röllli von Muri hat das zweite veterinärische, Herr Hans Fehrenbach und Herr Raymond Chappuis haben das erste medizinische Propädeuticum bestanden.

Redaktionelles.

Am Schlusse des 4. Heftes bittet der Redaktor die Leser der Chronik untertänigst um Entschuldigung, daß er sie solange auf die ersuchten Kollegineuigkeiten hat warten lassen. Die Schuld an dieser sehr unliebsamen Verspätung darf zwar nicht ganz allein ihm zugeschrieben werden. Er hatte durchaus im Sinne gehabt, das letzte Heft des ersten Jahrganges anfangs Juli erscheinen zu lassen. Weil aber der Redaktor zugleich auch Rektor und Professor ist und weil am Ende des Jahres die ihm obliegenden Arbeiten sich sehr häufen, so darf er wegen dieser zweifellos mildernden Umstände von den Lesern bis zu einem gewissen Grade auf ein etwas gnädiges Urteil rechnen, zumal er bald nach Schluß des Schuljahres an dem in Freiburg für kath. Mittelschullehrer abgehaltenen Ferienkurs teilzunehmen hatte und er auf die nach einem arbeitsreichen Schuljahre gewiß notwendigen, aber nicht verschiebbaren Ferien nicht verzichten wollte.

Ein zweiter Grund des verspäteten Erscheinens der Chronik ist in dem zu späten Einlaufen einzelner Beiträge zu suchen. Bei dieser Gelegenheit sei wieder daran erinnert, daß die Mitarbeiter von Altsarnen, die nicht in Sarnen wohnen, sehr willkommen ist.

Endlich muß das Nachhinken des 4. Heftes auch den politischen Verhältnissen zugeschrieben werden. Da der Verleger keine Grossdruckerei besitzt und er mit fast allen seinen Arbeitern in den Dienst des Vaterlandes einrücken musste, so war seine Leistungsfähigkeit auf lange Zeit hinaus auf ein Minimum reduziert.

Der Redaktor verspricht aber im Namen seiner Mitschuldigen gründliche und aufrichtige Besserung. Zum Beweis dafür setzt er den Redaktionsschluß des 1. Heftes für den 2. Jahrgang bereits auf den 20. November an. Es soll dadurch ermöglicht werden, daß der Sodalengruß rechtzeitig verschickt werden kann.

REDAKTION: Dr. P. BERNARD KÄELIN, O. S. B., REKTOR, SARNEN

DRUCK & VERSAND: BUCHDRUCKEREI BURCH & CIE., LUNGERN
POSTCHECK-KONTO VII 1736